

Peer Pasternack



Peer Pasternack

## Was ist Hochschulforschung?

Eine Erörterung anlässlich der Gründung der Gesellschaft für Hochschulforschung<sup>1</sup>

Ein Experte ist, einem Bonmot von Paul Valéry zufolge, jemand, der sich nach Regeln irrt. Hochschulforschung vereint Hochschulexperten. Sie weiß – im Regelfalle – insoweit um ihre Irrtumsfähigkeit, als sie die Vorläufigkeit des von ihr produzierten Wissens in Rechnung stellt. Diese Tugend teilt die Hochschulforschung nicht mit allen Expertiseanbietern auf dem Wissensmarkt der Hochschulentwicklung. Das wiederum verbessert ihre Wettbewerbsposition nicht nur. Zu fragen ist nach den Gründen. Zur Beantwortung werden der aktuelle Institutionalisierungsstand der deutschen Hochschulforschung dargestellt (Punkt 1.), der wissenschaftliche Status der Hochschulforschung – eigenständige Disziplin oder Forschungsfeld? – diskutiert (2.), die Angemessenheit der Unterscheidung von Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung in der Hochschulforschung erörtert (3.), Hochschulforschung und Hochschulberatung ins Verhältnis gesetzt (4.) sowie der prekäre (Nicht-)Zusammenhang von Hochschulforschungsergebnissen und Hochschulentwicklung problematisiert (5.).

### 1. Hochschulforschung: anhaltend problematischer Name, aber Institutionalisierungsfortschritte

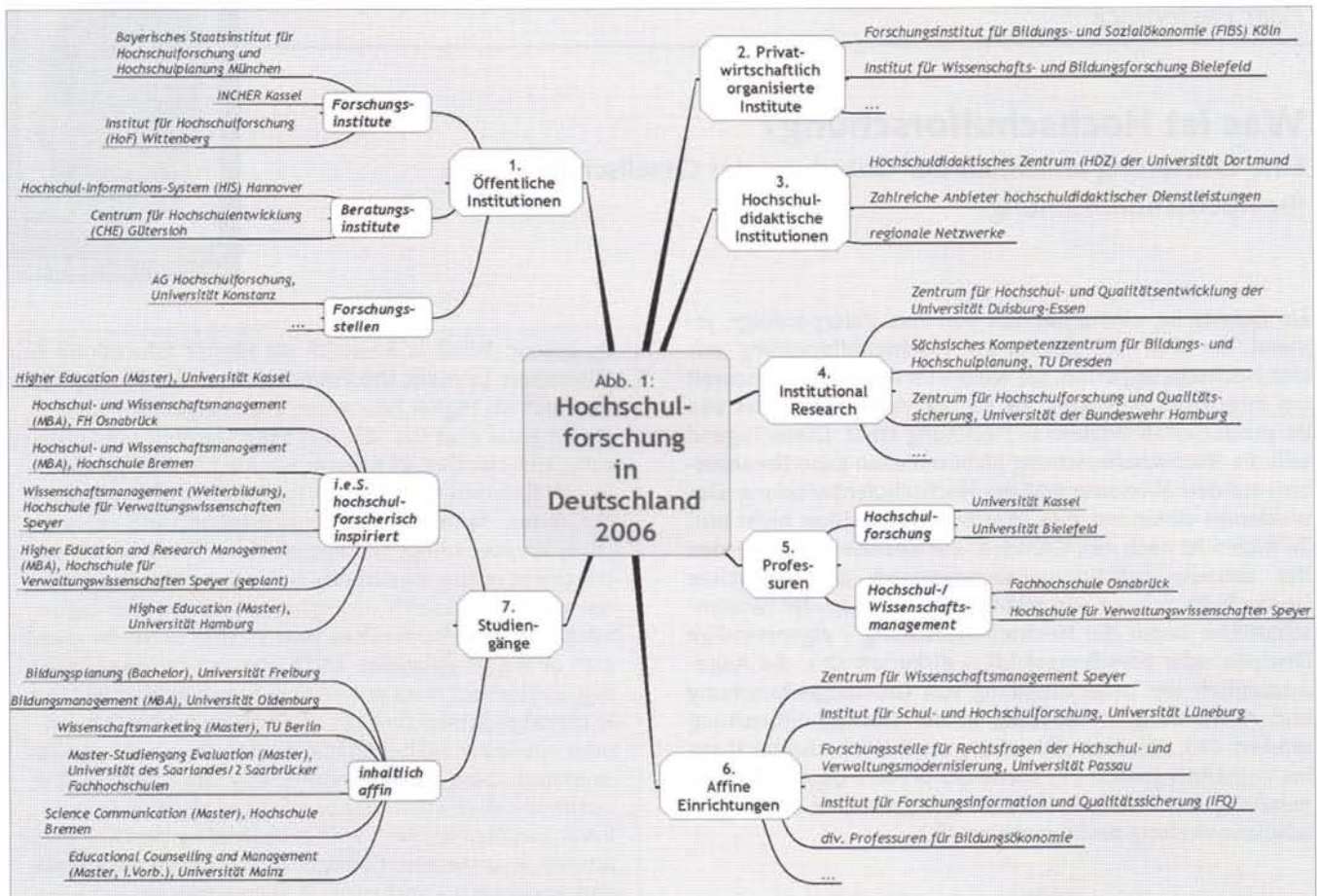
Für Marketingexperten wäre der Name „Hochschulforschung“ ein Supergau: Er zeichnet sich durch Uneindeutigkeit und fortwährende Erklärungsbedürftigkeit aus. Die abzusetzenden Produkte laufen unter einer Marke, die weder eindeutige Identifikation durch externe Interessenten ermöglicht noch hinreichende Unterscheidung von den Angeboten der Wettbewerber. Der Einprägsamkeit sind damit Grenzen gesetzt. Nehmen wir etwa die Verkehrsunfallforschung oder die Katastrophenforschung: Sie sind der Hochschulforschung systematisch (und in gewisser Weise auch inhaltlich) nicht unähnlich, und dennoch weiß man eindeutig, worum es sich handelt. Dagegen leidet der Begriff Hochschulforschung unter seiner Doppelbedeutung ‚Forschung an Hochschulen‘ und ‚Forschung über Hochschulen‘. Hochschulforscher/innen im Sinne von Analytikern der Hochschule haben daher beständig zu erklären, was sie tun. In Zeiten harter aufmerksamkeitsökonomischer Konkurrenz sind das denkbar schlechte Voraussetzungen für die Steigerung der öffentlichen Wahrnehmung. Helfen kann hier nur eines: die Erhöhung der Institutionalisierungsdichte. Sie führt dazu, dass tendenziell immer weniger Angehörige des Hochschulsektors noch nie etwas von Hochschulforschung als Forschung über Hochschulen gehört haben. Bislang war die hochschulforscherische Ausstattung

By asking: *What is Research on Higher Education? A Discussion to Mark the Foundation of the Society for Research on Higher Education*, Peer Pasternack addresses an issue that has still not been clarified unequivocally, and one that all persons working in this field have to ask themselves at regular intervals. A discussion on the terms, forms of institutionalization, and relevant study courses brings the author to a theory-of-science treatment of this field of research. He tackles the relation between research on higher education and higher education development as well as that between research on higher education and higher education counseling. Pasternack does not just confirm how sparsely the knowledge gained through research on higher education is applied in higher education development but also examines some of the reasons why. He contrasts the communicative inferiority of a field of research that delivers complex answers with a counseling practice that attracts its customers through answers that are simple and apparently conclusive. It seems that research on higher education is called in only after the simple formulas have failed. The presentation of research findings needs to be examined and developed further. One initial impediment to a broader reception can also be noted here: not just the use of technical social science language—see the present article—but, above all, idiosyncratic formats that often make reports incomprehensible for customers. All too frequently, complexity of presentation is mistaken for complexity of the subject of research. Presenting complex content in simple terms would make a major contribution to solving this problem. By using comparisons from the field of medicine, the author shows how this can be done in clear terms while still retaining a professional approach. Particularly on the occasion of the foundation of the Society for Research on Higher Education, he proposes that the results of research on higher education should be better prepared and integrated, and that a toolbox for higher education development should be assembled that will fit the needs of its users.

<sup>1</sup> Am 4. Mai 2006 ist in Kassel die Gesellschaft für Hochschulforschung gegründet worden. Der Verfasser wurde in ihren Vorstand gewählt. Die Neugründung könnte die Notwendigkeit produzieren, künftig häufiger erklären zu müssen, was eigentlich Hochschulforschung ist. Dazu sucht der hier vorgelegte Text Anregungen zu liefern.



Abbildung 1: Hochschulforschung in Deutschland 2006



in Deutschland zumindest im Vergleich zu den USA, zu Großbritannien und Australien gering (vgl. Schwarz/Teichler 2000). Allerdings gibt es Entwicklungen (siehe Abbildung 1).<sup>2</sup>

Landschaftsprägend sind im hochschulforscherischen Feld der Bundesrepublik fünf größere Institutionen. Neben drei Forschungsinstituten in München (Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung), Kassel (INCHER, vormals WZ I) und Wittenberg (HoF – Institut für Hochschulforschung) gibt es das anwendungs- und beratungsorientierte Hochschulinformationssystem Hannover (HIS) und das Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) in Gütersloh, welches sich vorrangig als Beratungseinrichtung versteht. Daneben bestehen kleinere Einrichtungen wie die AG Hochschulforschung an der Universität Konstanz. Zudem finden sich privatwirtschaftlich organisierte Einrichtungen wie das Forschungsinstitut für Bildungs- und Sozialökonomie in Köln, seit neuestem auch das Institut für Wissenschafts- und Bildungsforschung Bielefeld (IWBB), eine Ausgründung des früheren Interdisziplinären Zentrums für Hochschuldidaktik (IZHD) der Universität Bielefeld, womit die dort geleistete Arbeit und der Name wieder konsistent gestaltet und zudem die Traditionslinie des früheren „Praxischwerpunkts Wissenschafts- und Bildungsplanung“ aufgenommen werden sollte, der in der benachbarten Fakultät für Soziologie ursprünglich bestanden hatte. Hinzu tritt eine Reihe hochschuldidaktischer Institutionen. Nachdem das IZHD in Bielefeld 2005 abgewickelt worden war, verfügt allerdings lediglich das Hochschuldi-

daktische Zentrum (HDZ) der Universität Dortmund über eine solche eigene Personalausstattung, die auch Forschungstätigkeit in größerem Ausmaß zulässt. Gleichwohl erschließen auch die anderen hochschuldidaktischen Einrichtungen – etwa das Hochschuldidaktikzentrum der baden-württembergischen Landesuniversitäten, das Zentrum für Hochschuldidaktik der bayerischen Fachhochschulen, die Hochschuldidaktische Arbeitsstelle der TU Darmstadt, das Centrum für Hochschulentwicklung und Weiterbildung der Universität Hamburg – über Vernetzung z.T. beträchtliche Ressourcen.<sup>3</sup> Gleiches gilt für regionale Netzwerke wie das Netzwerk Hochschuldidaktik NRW. Schließlich werden seit einiger Zeit mancherorts auch Einrichtungen gegründet, die Institutional Research betreiben, also Forschung zur Optimierung der Abläufe an der jeweiligen Heimathochschule, mitunter verbunden mit hochschuldidaktischen Dienstleistungen. Hier lassen sich bspw. das Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung der Universität Duisburg-Essen, das Sächsische Kompetenzzentrum für Bildungs- und Hochschulplanung der TU Dresden oder das Zentrum für Hochschulforschung und Qualitätssicherung an der Universität der Bundeswehr Hamburg nennen.

<sup>3</sup> Einen guten Überblick über die hochschuldidaktische Landschaft bietet das DUZ-special „Hochschuldidaktik in Deutschland“, Beilage zur DUZ vom 12.9.2003.

<sup>2</sup> Zu einer vorangegangenen, hier nicht weiter verfolgten, aber aus Vollständigkeitsgründen zu erwähnenden Entwicklung, nämlich der De- und Re-Institutionalisierung der ostdeutschen Hochschulforschung in den 1990er Jahren, vgl. Pasternack (1999).



Deren Personalausstattung ist typischerweise gering; sie werden daneben durch die Mitarbeit thematisch interessierter Wissenschaftler/innen aus verschiedenen Einzelfächern getragen. Explizit für Hochschulforschung denomierte Professuren gab es bis vor kurzem nirgends. Hier sind aber unterdessen Änderungen zu vermelden: In Kassel und Bielefeld wurden entsprechende Stellen besetzt bzw. ausgeschrieben, in Speyer und Osnabrück gibt es zudem Professuren für Hochschul- und Wissenschaftsmanagement. An seinen Rändern ist dieses Landschaftsbild der Hochschulforschung nicht trennscharf, sondern fließt weich aus: Je nach Betrachtungsfokus geraten inhaltlich affine Einrichtungen mit ins Blickfeld, etwa das Zentrum für Wissenschaftsmanagement Speyer, das Institut für Schul- und Hochschulforschung der Universität Lüneburg, die Forschungsstelle für Rechtsfragen der Hochschul- und Verwaltungsmodernisierung an der Universität Passau oder das neu (von der DFG) gegründete Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (IFQ). Zu nennen wären hier auch die vereinzelt an Universitäten vorhandenen Professuren für Bildungsökonomie. Ein solcher Betrachtungsfokus kann auch der auf hochschulforscherisch inspirierte Studiengänge sein. Im engeren Sinne sind hier die folgenden zu nennen: der Masterstudiengang Higher Education an der Universität Kassel, der Masterstudiengang Hochschul- und Wissenschaftsmanagement an der FH Osnabrück und das gleichnamige berufsbegleitende Weiterbildungsangebot (MBA) an der Hochschule Bremen, der dreimonatige Weiterbildungsstudiengang Wissenschaftsmanagement an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer, schließlich der ebendort geplante European MBA in Higher Education and Research Management sowie der Master of Higher Education an der Universität Hamburg (vgl. IZHD Hamburg 2004). Im weiteren Sinne lassen sich aber noch einige Studiengänge mit inhaltlichen Affinitäten nennen: der Bachelor-Studiengang Bildungsplanung an der Universität Freiburg, die berufsbegleitenden Studiengänge für Bildungsmanagement (MBA) an der Universität Oldenburg und für Wissenschaftsmarketing an der TU Berlin, der Master-Studiengang Evaluation der Universität des Saarlandes und zweier Saarbrücker Fachhochschulen, das Master-Angebot Science Communication an der Hochschule Bremen sowie ein in Vorbereitung befindlicher Studiengang „Master of Educational Counselling and Management“ an der Universität Mainz.

Die Studiengänge haben, wie die Hochschulforschung, ein Problem, das sich in der Suche nach ihrem adäquaten Namen niederschlägt. Die Studiengangsbezeichnung „Hochschulforschung“ muss vermieden werden, weil sie potenzielle Interessierte irreführen würde: diese möchten sich mit dem Studium typischerweise auf eine hochschulpraktische Tätigkeit vorbereiten und nicht auf Forschung. Die landläufige Übersetzung „Higher Education Research“ wiederum stellt einseitig auf den Bildungsaspekt von Hochschule ab und vernachlässigt implizit den Forschungsaspekt. Die Bezeichnung „Hochschulmanagement“ landet gleichfalls in einer Einseitigkeit: sie suggeriert, dass es allein um Steuerung ginge, nicht aber auch um die Stofflichkeit der zu steuernden Prozesse. Eine denkbare Variante, die den managerialistischen Zungenschlag vermeidet, wäre „Hochschuladministration“; sie hätte aber ebenfalls das Problem, auf Steuerungsaspekte zu reduzieren. In Analogie

zur Museumskunde, wie sich die Museologie gelegentlich nennt, könnte „Hochschulkunde“ eine Lösung sein: doch ist der Begriff bereits durch das gleichnamige Institut an der Universität Würzburg, unterhalten von der Deutschen Gesellschaft für Hochschulkunde, besetzt; beide betreiben burschenschaftlich orientierte Hochschulhistoriografie, so dass (neben sprachästhetischen Einwänden) inhaltliche Missverständnisse auch hier programmiert wären. Dann ließe sich noch „Hochschulwissenschaft“ – analog etwa zur Verwaltungswissenschaft – als Benennung denken, doch unterläge diese erneut einer vergleichbaren Doppeldeutigkeit wie „Hochschulforschung“. Wäre „Hochschulanalyse“ ein Ausweg? Auch davon muss abgeraten werden, denn nur in einem Zusammenhang entwickelte ein methodischer Zugriff mit dieser Bezeichnung eine solche Dynamik, dass daraus der Name einer Forschungsrichtung wurde: Psychoanalyse; die Scherze, die auf Grund dieser Analogie eine Studiengangsbezeichnung „Hochschulanalyse“ produzieren würde, wären leicht vorauszusehen. „Hochschulanalytik“ könnte vielleicht eine Lösung sein (Analytik gibt es in der Wissenschaft bislang nur als Kurzbezeichnung für die Analytische Chemie, die sich mit der Zusammensetzung von Stoffen befasst, also die ‚zerlegende‘ Chemie); allerdings kollidierte diese Bezeichnung erkenntnistheoretisch ein wenig mit der ehrwürdigen Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urteilen nach Kant und der davon inspirierten empirisch-analytischen Popper-Tradition.

Kurz: Welche Namen die einzelnen Studiengänge auch immer wählen, deren Erklärungsbedürftigkeit verbindet sie, neben den Studieninhalten, auf Dauer mit der Hochschulforschung. Hilfreich ist es vor diesem Hintergrund, wenn zumindest Klarheit darüber besteht, ob die Hochschulforschung eine Wissenschaft ist. Ich meine: nein, und das ist auch gut so.

## 2. Disziplin oder Forschungsfeld?

Hochschulforschung ist mindestens multi-, optimalerweise interdisziplinär. Im Unterschied zu bloßer Multidisziplinarität generiert Interdisziplinarität einen spezifischen kooperationsbedingten Mehrwert. Dieser ergibt sich, wenn er sich ergibt, daraus, dass Personen miteinander interagieren, die mehr als nur einen fachlichen Problemhorizont überschauen sowie in mehr als einer Fachsprache heimisch sind und daher Übersetzungsleistungen erbringen können. Auf diese Weise kann der Mangel bloßer Multidisziplinarität ausgeglichen werden, dass die innerhalb von Fach-Communities bestehende Kohärenz des jeweiligen Vorverständnisses nicht gegeben ist. Voraussetzung der Interdisziplinarität ist zunächst die Disziplinarität. Doch deren Überschreitung erweist sich immer dann als notwendig, wenn sich die wissenschaftlich zu bearbeitenden Probleme nicht den Disziplinengrenzen fügen, sondern an den Grenzen zweier oder mehrerer Disziplinen angesiedelt sind. In der Hochschulforschung ist das ein typischer Normalfall. So ist deren zentraler Untersuchungsgegenstand – das Hochschulsystem in toto – der Adapter zwischen Bildungssystem und Wissenschaftssystem und hat bereits dadurch die Integration zweier Systemlogiken zu leisten. Zudem hat das Hochschulsystem wesentlich die Nachhaltigkeit der Kopplung von kultureller und ökonomischer Reproduktion einer Gesellschaft



zu sichern, so dass zwei weitere Systemlogiken zu integrieren sind. Mithin ist die Integration von vier Systemlogiken zu bewerkstelligen: gesellschaftlich unterstützte individuelle Selbstermächtigung (Bildung), wissensgeleitete Erzeugung von Erklärungen und daraus konstruierten Handlungsoptionen (Wissenschaft), sinngebundene Orientierung (Kultur) sowie ressourcengebundene Bedürfnisbefriedigung (Ökonomie). Die Hochschulforschung muss das systematisch abbilden. In Bezug auf die Disziplinarität ist die Wissenschaftsgeschichte generell durch zwei Entwicklungen gekennzeichnet: Zum einen vollzieht sich fortwährend eine interne Ausdifferenzierung der Disziplinen (nach dem Muster Naturforschung – Physik – Quantenmechanik). Zum anderen ist eine ebenso fortwährende Neuintegration zuvor ausdifferenzierter Disziplinen (etwa die Zusammenführung von chemischen Fragestellungen und physikalischen Modellen in der physikalischen Chemie) zu beobachten. Dabei wird zunächst ein bestimmtes Forschungsfeld über seinen Gegenstand integriert, bedient sich aber theoretisch und methodisch in den jeweiligen Quellendisziplinen. Dann jedoch kann es vorkommen, dass das Forschungsfeld einen spezifischen, nämlich gegenstandsgebundenen Theorie- und Methodenbestand entwickelt, der zur Konstituierung als eigenständiger Disziplin führt (etwa die Entwicklung der Werkstoffforschung aus Chemie, Physik und Ingenieurwissenschaft hin zur eigenständigen Werkstoffwissenschaft, die wiederum gemeinsam mit der Informatik zur Quelle der Werkstoffinformatik wurde). Ob nun aber bspw. die Systemforschung eine eigene Disziplin oder ein gegenstandsbezogenes Forschungsfeld ist, ob die Zootierforschung eine Untergliederung der Zoologie oder eine unterdessen aus dieser herausentwickelte eigenständige Disziplin darstellt, oder ob Mittelalterarchäologie und Industriearchäologie umstandslos einer von den klassischen Archäologen dominierten Archäologie zugeschlagen werden können – dies sind Gegenstände fachinterner Debatten, die in der Regel ausgesprochen hermetisch geführt werden, Außenstehenden also häufig nicht recht zugänglich sind. Die Hochschulforschung im Sinne einer Forschung über Hochschulen kann auf solche Debatten verzichten, wenn sie sich als ein gegenstandsbezogenes Forschungsfeld versteht, in dem sich mehrere Disziplinen fruchtbar kreuzen. Ihre Aktivitäten können kaum anders als interdisziplinär organisiert sein: Empfängt die Hochschulforschung ihre wesentlichen methodischen und theoretischen Anregungen aus der Soziologie, Politikwissenschaft und Pädagogik/Erziehungswissenschaft, so ist sie systematisch zwischen den strukturell ähnlich verfassten wie z.T. inhaltlich überlappenden Forschungsfeldern Bildungsforschung und Wissenschaftsforschung angesiedelt und weist Schnittstellen insbesondere zur Verwaltungs-, Rechts- und neuerdings verstärkt zur Wirtschaftswissenschaft auf, daneben aber auch zu vergleichbar interdisziplinär angelegten Bereichen wie der Schul- sowie der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

In diesem Sinne lassen sich vier fachliche Referenzschichten der Forschung über Hochschulen unterscheiden:<sup>4</sup>

1. *Quellendisziplinen*: Soziologie, Politikwissenschaft, Pädagogik/Erziehungswissenschaft;
2. *Überlappungsforschungsfelder*: Bildungsforschung, Wissenschaftsforschung;
3. *Schnittstellendisziplinen*: Verwaltungswissenschaft, Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft;

4. *Schnittstellenforschungsfelder*: Schulforschung, Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

Die Hochschulforschung ist als Forschungsfeld nicht theoretisch oder/und methodisch, sondern über ihren Gegenstand integriert (Teichler 1994). Sie zeichnet sich mithin dadurch aus, dass sie Theorie- und Methodenentwicklungen ihrer Quellen- und Schnittstellendisziplinen systematisch auf gegenstandsbezogene Verwendbarkeit hin auswertet und ggf. in das eigene Theorie- und Methodenarsenal inkorporiert. Die Hochschulforschung ist also ein fortwährendes interdisziplinäres Kopplungsmanöver. Nur so kann sie ihre Themen – quantitativstrukturelle, wissenssystem- und fachbezogene, personen- und lehr-lern-prozessbezogene Themen sowie Organisation der Hochschulen und Steuerung des Hochschulsystems (Teichler 2002, 349) – angemessen bearbeiten.

### 3. Grundlegend vs. angewandt?

Eine häufige Unterscheidung auch der Hochschulforschung spricht von grundlagenorientierter einerseits und anwendungsorientierter Forschung andererseits. Das Auftauchen weiterer Wissensanbieter mit dem Anspruch, die Anwendungsorientierung in Richtung Consulting zu radikalieren, könnte die Schärfe dieser Unterscheidung verstärken. Doch führt es zunächst eher zur Wahrnehmung einer gänzlich anderen Alternative: Befürchtet wird entweder eine unzuträgliche Verstrickung der Wissenschaft in Politik- und Organisationsberatung oder aber ihre weitgehende Einflusslosigkeit bei Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Standards. Dieser kontradiktorischen Wahrnehmung steht allerdings entgegen, dass Anwendungsorientierung der Hochschulforschung systematisch inhärent ist: Denn Hochschulforschung ist ein Forschungsfeld, das über seinen sehr praktischen Gegenstand (statt über Methoden, Theorien und Paradigmen) integriert wird. Ist also tatsächlich praktischer Einfluss nur um den Preis der opportunistischen Verstrickung zu haben bzw. wissenschaftliche Seriosität allein unter Inkaufnahme der Einflusslosigkeit? Dazu ist von der Funktion hochschulforscherischer Bemühungen auszugehen. Diese Funktion lässt sich so formulieren: Hochschulforschung hat die zentrale Aufgabe, die Problemhorizonte der Hochschulentwicklungsakteure zu erweitern bzw. zu überschreiten und voranalytische Urteile über Hochschulentwicklung durch wissenschaftliche Urteile zu ersetzen. Sie hat die Aufgabe, „geläufige Sicherheiten aufzubrechen, neue Differenzierungen einzuführen, die Komplexität des Problembewußtseins zu steigern“ (Huber 1999, 56). Und wie für jede wissenschaftliche Bemühung, so gilt auch für die Hochschulforschung: Sie hat nicht nur diejenigen Fragen und Probleme, also die Krisen zu behandeln, die eine scheiternde Praxis an sie heranträgt; vielmehr hat sie darüber hinaus gerade auch das in Frage zu stellen, also in den Modus der Krise zu rücken, wovon die Praxis problemlos überzeugt ist und was sie wie selbstverständlich für geltendes Erfahrungswissen hält (Oevermann 2005, 28). Hochschulforschung, die nützlich in einem ganz praktischen Sinne sein möchte, muss also theoretisch höchst aktiv sein.

<sup>4</sup> Einige der Studiengänge sind vorgestellt in Stifterverband (2006).



Sie muss systematisch Krisen simulieren, nämlich Geltungskrisen von hochschulbezogenem Wissen; sie muss ohne Not Routinen in Krisen verwandeln, indem sie erstere gleichsam künstlich in Zweifel zieht, und sie wird „paradoxal genau dadurch sich bewährendes Wissen“ erzeugen: „Der forschungslogische Fallibilismus ... erspart damit der Praxis das naturwüchsige folgenreiche Scheitern von Überzeugungen“, das mit hohen Kosten verbunden wäre. (Ebd.) Aufgeklärte Akteure der Hochschulentwicklung und -politik machen hier auch explizit einen Anspruch auf kompetente Beratung durch die Hochschulforschung geltend. Ihnen ist nicht geholfen, wenn die im Alltagsbetrieb identifizierten Probleme von der Forschung lediglich wissenschaftlich bestätigt und reformuliert werden. Vielmehr lassen sich die Potenziale von Forschung erst dann ausschöpfen, sobald die Problemhorizonte der Akteure explizit überschritten werden. Dafür gibt es drei Wege: die makrosoziologische Kontextualisierung, die mikrosoziologische Ausdifferenzierung und, Elemente dieser beiden zusammenführend, die vergleichende Einordnung. Die Akteure dürfen erwarten, dass ihre aktuellen und situationsgebundenen Problemwahrnehmungen seitens der Hochschulforschung kompetent in die Gesamtlandschaft der Hochschulentwicklung eingeordnet werden, dass qua Ausdifferenzierung weitere Dimensionen des je konkreten Problems auf der Mikroebene sichtbar werden, wie sie ebenso erwarten dürfen, dass die Forschung Problemlösungswege vor dem Hintergrund der Kenntnis langfristiger Trends, vergleichbarer Fälle, relevanter Kontexte, prognostischer Wahrscheinlichkeiten, typischer Fehler, nichtintendierter Handlungsfolgen, alternativer Optionen und der spezifischen Hochschulkultur entwirft. Um die Problemhorizonte der Akteure erweitern zu können, benötigen Hochschulforscher andere Referenzen als das jeweils ganz praktische Problem, das an einer je konkreten Hochschule oder in einem je konkreten hochschulpolitischen Zusammenhang gerade besteht, und das in seinen Gründen aufgeklärt werden soll, um hernach die Formulierung von Problemlösungen zu ermöglichen. Benötigt wird Vorratswissen (auf dessen Grundlage sich dann konkretes Handlungswissen erzeugen lässt). Dieses Vorratswissen kann Hochschulforschung nur daraus gewinnen, dass sie grundlagenorientiert ist, und sie kann es nur dadurch praktisch testen, dass sie anwendungsorientiert ist. An diesem Punkt unterscheidet sich dann auch Hochschulforschung von nichtforscherischer Hochschulberatung bzw. -consulting (dazu unten Punkt 4.). Es könnte die Betrachtung erleichtern, sich für einen Augenblick von der Trennung zwischen grundlagen- und anwendungsorientierter Hochschulforschung zu lösen – ohne allerdings in der rhetorischen Auflösung des Unterschieds in dem gelegentlich anzutreffenden Formelkompromiss „anwendungsorientierte Grundlagenforschung“ (also mit anderen Worten: zweckfreie Zweckforschung) zu landen. Dieser Kompromiss erscheint abwegig, denn immerhin bleiben ja Unterschiede bestehen zwischen entscheidungsvorbereitenden, beratungsorientierten, ereignisgebundenen, von unmittelbaren Zweckbindungen entlasteten oder/und theoriebildenden Forschungen. Diese Unterschiede lösen sich jedenfalls nicht deshalb auf, weil ein gemeinsames sprachliches Etikett gefunden wurde. Um sich den unbestreitbaren Unterschieden zwischen diversen Möglichkeiten, hochschulforscherisch tätig zu werden, zu nähern, sei hier eine gänzlich andere

Unterscheidung zu Grunde gelegt: die zwischen ‚klinischer‘ und ‚ambulanter‘ Hochschulforschung. Es handelt sich – vorsichtshalber sei es gesagt – um eine metaphorische Beschreibung. Ambulante Krankenbehandlung, man weiß es, kennt bei den meisten Beschwerden vor allem ein Mittel, nämlich Aspirin (oder preiswertere Substitute), und beschränkt sich auch bei weitsichtigerer Gesundheitsvorsorge meist auf Schutzimpfungen. Klinische Behandlungen hingegen greifen auf gründliches Röntgen, Ultraschall oder Kernspintomografie zurück, schließen sorgfältige Anamnesen, hohen apparativen Aufwand und eine gründliche Reha-Betreuung ein. Zu unterscheiden sind bei den Kliniken zudem die Regelversorger und die Maximalversorger. Letztere, meist Universitätskliniken, erbringen aus Forschung gespeiste Behandlungen. Sie sind gleichermaßen grundlagen- und anwendungsorientiert, ganz ähnlich wie in der Hochschulforschung: Die Problemhorizonte der Klienten werden nicht einfach wissenschaftlich verdoppelt, sondern überschritten, indem die artikulierten Klientenbedürfnisse übergreifend kontextualisiert werden. Auch kennt der klinische Alltag zwei Arten, sich den Beschwerden und funktionellen Störungen zu nähern, die ebenso in der Hochschulforschung begegnen: Es wird zum einen analytisch vorgegangen, wie z.B. in der Pathologie, und zum anderen interventionsorientiert, wie etwa in der Chirurgie. Die Pathologie verwendet die Hälfte ihrer Zeit darauf, solche Fälle zu ergründen, bei denen es ohnehin zu spät ist, dann aber genau angeben zu können, warum es zu spät war. Die Chirurgie sorgt dafür, dass etwas, das eigentlich nicht mehr ging, irgendwie doch wieder geht. Wie zu sehen ist: Die Ähnlichkeiten zur Hochschulforschung sind frappierend. Wer nun ‚klinische‘ Hochschulforschung betreibt, muss jedenfalls kein Identitätsproblem mehr zwischen grundlagen- oder anwendungsorientierter Selbstdefinition haben. Indes: Alle Probleme sind damit auch nicht gelöst. Um im Bild zu bleiben: Der hochschulforscherische Kliniker muss nun noch ein Verhältnis zur hochschulbezogenen Gesundheitsberatung finden, ebenso zu den diversen ergänzenden Heilungsangeboten, die den Hochschulen physio- oder ergotherapeutisch auf die Sprünge helfen möchten, den Autoren von „Simplify your life“ Ratgebern, aber natürlich auch zu den Quacksalbern, die um die gleiche Klientel buhlen.

#### 4. Hochschulforschung und Hochschulberatung

In der Hochschulreformdebatte bewegen sich konkurrierend einige systematisch verschiedene Anbieter von Expertise differenzierter Tiefenschärfe und Reichweite. Unterscheiden lassen sich:

- die Hochschulforschung (dort wiederum die eher ‚ambulant‘ und die eher ‚klinisch‘ orientierten Aktivitäten – siehe oben Punkt 3.),
- die Berater (wobei hochschulfeldinterne und feldfremde Berater voneinander abzusetzen sind, also etwa das CHE von McKinsey) sowie
- die Akteure der Hochschulentwicklung selbst.

Letztere sind deshalb ein ‚Wettbewerber‘ in der Expertise-Konkurrenz, weil für Hochschulforschung „der geringe Abstand zwischen Forschung und Rasonieren der Laien cha-



rakteristisch" ist: „Es gibt wohl kein anderes Forschungsgebiet, in dem die Laien – die in diesem Falle auch die praktischen Entscheidungsträger sind – den Gegenstand in einer kognitiv so komplexen Weise bearbeiten können, dass der Vorsprung durch Systematik der Analyse und Größe der Objektkennntnis seitens der Forschung geringer erscheint.“ (Teichler 1994, 169) Jenseits dieser hochschulanalytischen Hausmannskost besteht die Expertisekonkurrenz zwischen Forschern und Beratern. Wo Wissenschaftler die Problemhorizonte der Akteure überschreiten und erweitern sollen und müssen, da ist der Job der Berater die Reduzierung von Problemhorizonten. Wenn Hochschulforscher/innen von Praktikern um Rat gebeten werden, lautet ihre Reaktion typischerweise mehr oder weniger verklausuliert, die Problemwahrnehmung der Akteure sei noch nicht komplex genug. Daher sei es gut, dass sie, die Hochschulforscher, gefragt würden, denn sie könnten die Sache auf Grund ihrer Feldkenntnis angemessen komplex kontextualisieren. Wenn hingegen Berater um Rat gebeten werden, lautet deren Reaktion typischerweise, die Problemwahrnehmung der Hochschulpraktiker sei noch viel zu komplex. Daher sei es gut, dass sie, die Berater, gefragt würden, denn sie könnten die Sache auf Grund ihrer Außensicht angemessen in ihrer Komplexität reduzieren und auf ein handhabbares Schema bringen.

Letzteres verspricht den schnelleren Weg, ist jedoch mitunter nicht nachhaltig. Die faszinierende Wirkung handhabbarer Schemata auf die Akteure muss die Hochschulforschung jedoch in Rechnung stellen, um spätestens dann gefragt zu werden, wenn sich die Hilfestellungen der Consultants als nachbesserungsbedürftig herausgestellt haben.

Das entscheidende Qualitätsmerkmal dessen, was die Berater liefern, ist Übersichtlichkeit und Handhabbarkeit. Dafür stehen die Power-Point-Präsentationen und Folien, die fortwährende Verwendung auch dann finden, wenn sich die Gegenstände ändern: Ob es sich um die Optimierung der Geschäftsabläufe von Brauereien, Krankenhäusern oder Hochschulen handelt, macht hier keinen wesentlichen Unterschied. Die Kriseninterventionskonzepte sind so komplexitätsentlastet, dass sie feldübergreifende Geltung beanspruchen. Andere Qualitätsanforderungen, etwa die nach Validität, müssen ggf. zurückstehen.

Allerdings finden sich unter den Beratern bzw. Consultants nicht nur die Träger von hochschulspezifischem instrumentellen Wissen, nämlich die einschlägigen Unternehmensberatungen, sondern auch solche, die Hochschulexpertise mit der Kenntnis sektorfremder Konzepte verbinden. Bei diesen hochschulfeldinternen Beratungsagenturen verhält es sich differenzierter. Sie müssen einerseits auf Seriositätsanforderungen der Hochschulklientel reagieren, um dort Gehör zu finden. Die sukzessive methodische Qualifizierung der Rankings, die das CHE regelmäßig veranstaltet, ist beispielhafter Ausdruck dessen (vgl. Berghoff et al. 2006). Andererseits stellen die feldinternen Berater dadurch, dass sie akademische Normen berücksichtigen, sicher, managerialistische Botschaften zielsicherer und überzeugender platzieren zu können.

In diesem Umfeld bewegt sich die Hochschulforschung mit ihrer Expertise, die auf Differenzierung, Horizontüberschreitung, multikausale Erklärungen, die Einbeziehung von Paradoxien, Dilemmata, Zielkonflikten, Alternativen sowie Op-

tionalitäten und damit auf Nachhaltigkeit aus ist – derart aber an Grenzen der schnellen Konsumierbarkeit stößt. Gleichwohl wird sich Hochschulforschung mit einer adressatenorientierten Optimierung der Präsentation ihrer Arbeitsergebnisse befassen müssen.

## 5. Hochschulforschungsergebnisse und Hochschulentwicklung – oder: die Forschung und die Praxis

Eine typisierende Betrachtung der aktuellen deutschen Hochschulentwicklung lässt drei konkurrierende hochschulreformerische Zugriffe erkennen: einen konservierenden, einen liberalisierenden und einen emanzipativen. Allen drei Zugriffen ist gemeinsam, dass sie neben je für sich gut begründeten Urteilen die Mobilisierung einer beträchtlichen Zahl an voranalytischen Urteilen benötigen, um normative Durchschlagskraft zu gewinnen. In grober Rasterung lässt es sich so sagen:<sup>5</sup> Der konservierende Zugriff stellt vorzugsweise auf objektivierte Begabungsvorstellungen ab, um ein partikularistisches Leitbild der Beteiligung an Hochschulbildung zu begründen; der liberalisierende Zugriff vermeidet die Frage nach den nichtintendierten und paradoxen Effekten wettbewerblicher Marktorientierung von Hochschulen, und der emanzipative Zugriff lehnt jegliche Erwägung zu den gesellschaftlichen Kosten der bildungsinduzierten individuellen Emanzipation als obszön ab.

In der prominenten Rolle der zu Grunde liegenden voranalytischen Urteile zeigt sich vor allem eines: Hochschulreform in Deutschland wird weithin betrieben, ohne die stattfindende wissenschaftliche Analyse des Hochschulgeschehens in Gestalt der Hochschulforschung zulänglich wahrzunehmen. Dies führt dazu, dass die hiesige Hochschulentwicklung an einem Rationalitätsdefizit krankt.

Hier ist eine Merkwürdigkeit zu notieren: Es gilt zwar als übliche Vorgehensweise eines Wissenschaftlers, sich zu Beginn eines neuen Projekts zunächst über die vorhandene Literatur zum Thema – also den Forschungsstand – zu informieren. Sobald aber ein Wissenschaftler als Hochschulreformer zu wirken beginnt, ist diese Üblichkeit allzu häufig außer Kraft gesetzt. Wird eine Professorin zur Dekanin oder ein Professor zum Hochschulpräsidenten gewählt, erlebt der Fachbereich oder die Hochschule nicht selten den Beginn einer großen Platitüdenkarriere. Als richtig gilt dann fortan häufig nur noch, was Mainstream ist: Studierende seien eher selten studierfähig, Hochschullehrer/innen müssten mit Zwangsmitteln zum Arbeiten getrieben werden, prekäre Beschäftigungsverhältnisse stärkten den Leistungswillen usw. usf. Dass Wissenschaft etwas mit professionalisierter Skepsis, mit Infragestellung und Kritik des vermeintlich Selbstverständlichen zu tun hat, ist an Wissenschaftlern, die Wissenschaftsadministratoren geworden sind, häufig nicht mehr erkennbar. Mit anderen Worten: Die Hochschulen als die zentralen Orte der forschungsgebundenen Aufklärung verfehlen in diesem Fall, sobald es um ihre eigene Entwicklung geht, die Möglichkeit ihrer forschungsgebundenen Selbstaufklärung.

Wird aber doch wissenschaftliche Literatur genutzt, um Re-

<sup>5</sup> ausführlicher entwickelt in Pasternack (1998, 8-12).



formprojekte inhaltlich zu fundieren, dann meist zwei Arten, die nicht der institutionalisierten Hochschulforschung entstammen: einerseits Veröffentlichungen sog. Gelegenheitshochschulforscher (Teichler et al. 1998, 226f.), andererseits hochschulunspezifische Literatur aus betriebswirtschaftlicher Organisationslehre und Verwaltungsforschung. Hinzu treten eher politik- als wissenschaftsnahe Stellungnahmen und Programme. Indem innerhalb dieser Auswahl die sozialwissenschaftliche Hochschulforschung unzureichend berücksichtigt bleibt, bleiben auch vielfach Eigengesetzlichkeiten und Kontingenzen sozialer Prozesse an der Hochschule unterbelichtet. Das Resultat sind regelmäßige Überraschungen über nichtintendierte Reformfolgen. Diese für Hochschulforschung und Hochschulen gleichermaßen unvorteilhafte Situation verweist indes nicht allein auf eine gesellschaftliche Stimmung im „Zeitalter der Kalkulation“ (Muller 1999, 195) und auf Rezeptionspräferenzen der als Hochschulreformer wirkenden Akteure. Sie verweist ebenso auf Defizite der Selbstdarstellung der deutschen Hochschulforschung. Hochschulforschung in Deutschland stellt – eher angebotsorientiert – Informationen bereit. Platziert werden diese Informationen auf einem bunten Markt der Möglichkeiten, auf dem sich auch zahlreiche nichthochschulforscherische Anbieter tummeln. Dieses Platzierungsverhalten wahrt die subjektive Autonomie von Informationssuchenden: Sie werden nicht durch Vorselektion bevormundet oder fehlgeleitet. Allerdings schützt das die Mündigkeit der Nachfrager nur vordergründig. Um das zu durchschauen, muss man sich die Strukturierung des Informationsfeldes „Hochschulentwicklung“ vergegenwärtigen. Diese ist derzeit so, dass nahezu alle wesentlichen Relevanzentscheidungen bei der Informationsauswahl den Nachfragern überantwortet sind. Es ist ihnen also auferlegt, sämtliche Entscheidungen, die aus Informationen erst Wissen werden lassen, selbst zu treffen. Daraus entsteht eine paradoxe Situation: Der sich mündig Orientierende wird unentrinnbar strukturell entmündigt, da die Unüberschaubarkeit des Informationsfeldes ein suboptimales Relevanzentscheidungsverhalten erzwingt. Die damit erzeugte Überforderung führt zu zweierlei Entlastungsstrategien: Die einen nutzen vorhandene Informationsbestände suboptimal, nämlich vorurteilsgesteuert, weil allein die Verwendung eines stereotypischen Musters Orientierung zu verschaffen scheint. Die anderen weichen auf die Nicht-Nutzung vorhandener Informationsbestände aus: Ihnen erscheinen die hochschulbezogenen Informationsangebote, darunter die der Hochschulforschung, lediglich als zusätzliche Hinweise, wie man sich zur ohnehin schon bestehenden Informationsüberflutung noch mehr informationsüberfluten kann. Darauf aber verzichten viele Akteure dankend. Informationssuchende möchten statt dessen, dass ihnen kompetent geholfen wird, vieles aus der Informationsüberflutung ignorieren zu können und dennoch gut informiert zu sein. Darüber hinaus haben die beiden genannten Ausweichstrategien eine untertextuelle (d.h. den Akteuren häufig selbst noch nicht bewusste) Botschaft: aus Informationssuchenden werden Wissensnachfrager. Nicht einfach themenbezogene Daten und Aussagen werden gesucht, sondern problembezogenes, d.h. problemlösungsrelevantes Wissen. Jedenfalls sind die Hochschulreformakteure weder ignorant noch unbelehrbar: Allein die Frequentierung der zahllosen Tagungen zu Fragen der Hochschulreform spricht gegen eine solche Vermutung. Das Pro-

blem ist vielmehr die Verbindung zweier Umstände: Zum einen befindet sich die Hochschulforschung in einer heftigen Konkurrenz innerhalb der hochschulreformerischen Aufmerksamkeitsökonomie. Zum anderen ist die Zugänglichkeit hochschulforscherischer Arbeitsergebnisse insoweit mangelbehaftet, als ihre Präsentation unzulänglich auf die Adressatenbedürfnisse abgestimmt ist.<sup>6</sup> Darauf sollte die Hochschulforschung reagieren. Zwar wird man sich den Transfer hochschulforscherischer Wissensbestände in die Hochschulentwicklungspraxis nicht als mechanische Transmission vorstellen können. Doch immerhin lassen sich Schritte hin zu niedrigschwelligen Angeboten denken, die auch Rücksicht auf die Zeitbudgets der Akteure (und der ihnen zuarbeitenden Stäbe, ReferentInnen usw.) nehmen. Benötigt wird eine sehr viel stärker als bisher nutzerorientierte – das heißt von den Nutzerbedürfnissen her denkende – Präsentation des hochschulforscherischen Wissens. Wie könnte das aussehen? Mein Vorschlag: eine Online-Toolbox der Hochschulentwicklung, die (a) sowohl Wissen über Hochschulen bereitstellt als auch (b) Instrumente, mit denen eine angemessene Rezeption hochschulforscherischer Arbeitsergebnisse ermöglicht wird, und die (c) mit drei Zeithorizonten arbeitet: (1) kurzfristig: aktuell laufende Hochschulentwicklungsprojekte, Aktivitäten und vorliegende Reform Erfahrungen; (2) mittelfristig: Prognosen und Szenarien zu quantitativen und qualitativen Entwicklungen der ‚nächsten Zukunft‘; (3) langfristig: empirisch begründete und/oder theoretisch generierte Erklärungen für Suboptimalitäten, die sich aus aktuellen oder demnächst zu unternehmenden Aktivitäten ergeben könnten. Im Rahmen dieser Struktur ließen sich dann die vorhandenen hochschulforscherischen Ergebnisse, Prognosen und Erklärungen, also das für Problemlösungen relevante Wissen anbieten. Den Hochschulentwicklungsakteuren bliebe es freigestellt, auf welcher Informationsebene sie sich vorrangig bedienen.

## 6. Fazit

Es lässt sich resümieren:

1. Die sich langsam erhöhende Institutionalisierungsdichte der deutschen Hochschulforschung und die hochschulforscherisch inspirierten Studiengänge liefern Chancen, der Wahrnehmung der Hochschulforschung und ihrer Ergebnisse einen deutlich verbesserten Boden zu bereiten.
2. Die Hochschulforschung ist ein fortwährendes interdisziplinäres Kopplungsmanöver und sollte bleiben, was sie ist, nämlich ein Forschungsfeld, statt zu werden, was sie nicht sein kann, nämlich eine Disziplin.
3. Benötigt wird Vorratswissen, auf dessen Grundlage sich dann konkretes Handlungswissen erzeugen lässt. Das Vorratswissen kann Hochschulforschung nur daraus gewinnen, dass sie grundlagenorientiert ist, und sie kann es nur dadurch praktisch testen, dass sie anwendungsorientiert ist.

<sup>6</sup> ein wesentlicher Grund für HoF Wittenberg, gemeinsam mit der VolkswagenStiftung und einigen Partner-Bibliotheken, im Jahre 2000 mit dem Aufbau eines „Informations- und Dokumentationssystems Hochschulforschung/Hochschulentwicklung (ids hochschule)“ (<http://ids.hof.uni-halle.de>) zu beginnen; vgl. Pielorz (2003) und Erhardt (2005). Dieses System kann jedoch nur das, was bereits produziert wurde, genau so nachweisen, wie es produziert wurde.



4. Indem solches Vorratswissen erzeugt wird, macht sich die Hochschulforschung zugleich für solche Zeitpunkte attraktiv, an denen sich ein Hochschulreformcoaching von (hochschulfeldfremden) Consultants als nachbesserungsbedürftig herausstellt.
5. Nicht allein der wissenschaftliche Charakter der Hochschulforschung kann für Rezeptionsschwierigkeiten bei ihren Adressaten verantwortlich gemacht werden. Vielmehr bestehen auch Defizite bei der Präsentation und Vermittlung ihrer Arbeitsergebnisse. Um diese zu bearbeiten, mag es sinnvoll sein, einen Werkzeugkasten der Hochschulentwicklung bereitzustellen.

Am letztgenannten Punkt z.B. könnte sich die neugegründete Gesellschaft für Hochschulforschung durch eine erste Problemlösung bewähren. Allgemein bekannt würde sie nebenher auch noch werden.

#### Literaturverzeichnis

- Becher, R.A. (1992): Disciplinary Perspective on Higher Education, in: Burton R. Clark/ Guy Neave (eds.), The Encyclopedia of Higher Education, vol. 4, Oxford, S. 1763-1776.
- Berghoff, S./ Federkeil, G./ Giebisch, P./ Hachmeister, C.D./ Müller-Böling, D./ Rölle, D. (2006): CHE-HochschulRanking. Vorgehensweise und Indikatoren, Gütersloh, auch unter [http://www.che.de/downloads/CHE\\_HochschulRanking\\_2006\\_Methoden.pdf](http://www.che.de/downloads/CHE_HochschulRanking_2006_Methoden.pdf) (Zugriff 13.5.2006).
- Erhardt, K. (Hg.) (2005): ids hochschule. Fachinformation für Hochschulforschung und Hochschulpraxis, Wittenberg.
- Huber, L. (1999): Drei Probleme der Forschung über Hochschulen. Diskutiert am Beispiel des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung der Universität Gesamthochschule Kassel, in: Das Hochschulwesen 2/1999, S. 54-59.

- IZHD Hamburg (Hg.) (2004): Master of Higher Education. Modellversuch zur didaktischen Professionalisierung von Hochschullehrenden, Bielefeld.
- Muller, S. (1999): Deutsche und amerikanische Universitäten im Zeitalter der Kalkulation, in: Mitchell G. Ash (Hg.), Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten, Wien/ Köln/ Weimar, S. 195-199.
- Oevermann, U. (2005): Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung, in: Stock, M./ Wernet, A. (Hg.), Hochschule und Professionen (=die hochschule 1/2005), Wittenberg, S. 15-51.
- Pasternack, P. (1998): Effizienz, Effektivität & Legitimität. Die deutsche Hochschulreformdebatte am Ende der 90er Jahre, Wittenberg.
- Pasternack, P. (1999): Neu sortiert. Institutioneller Wandel der ostdeutschen Hochschulforschung 1990-2000, in: Zeitschrift für internationale erziehungs- und sozialwissenschaftliche Forschung 1-2/1999, S. 169-186.
- Pielorz, D. (2003): ids hochschule – das Informationsportal zum Hochschulwesen, in: die hochschule 2/2003, S. 175-183.
- Schwarz, S./ Teichler, U. (2000): Comparing the Institutional Basis of Higher Education Research, in: dies. (Hg.), The Institutional Basis of Higher Education Research. Experiences and Perspectives, Dordrecht/ Boston/ London, S. 1-9.
- Stiftungsverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.) (2006): Qualifizierung für Hochschulprofessionen. Neue Studiengänge in Deutschland, Essen.
- Teichler, U. (1994): Hochschulforschung. Situation und Perspektiven, in: Das Hochschulwesen 4/1994, S. 169-177.
- Teichler, U. (2002): Hochschulbildung, in: Tippelt, R. (Hg.), Handbuch Bildungsforschung, Wiesbaden, S. 349-370.
- Teichler, U./ Enders, J./ Daniel, H.-D. (1998): Hochschule und Gesellschaft als Gegenstand der Forschung. Bilanz und Perspektiven, in: dies. (Hg.), Brennpunkt Hochschule. Neuere Analysen zu Hochschule, Beruf und Gesellschaft, Frankfurt/ New York, S. 219-249.

■ Dr. phil. Peer Pasternack, Staatssekretär a.D.,  
Forschungsdirektor am Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg,  
E-Mail: [pasternack@hof.uni-halle.de](mailto:pasternack@hof.uni-halle.de)

### Gesellschaft für Hochschulforschung am 4. Mai 2006 in Kassel gegründet

Die 1. Konferenz der deutschen Hochschulforscherinnen und -forscher fand am 4. und 5. Mai 2006 in Kassel statt. Das Thema war „Neue Governance-Modelle an Hochschulen: „Erwartungen, Praxis, Wirkungen“.

Die deutschen Hochschulforscherinnen und Hochschulforscher trafen sich am 4. und 5. Mai 2006 in Kassel zu ihrer ersten gemeinsamen Konferenz. Mit dieser Veranstaltung, der jährlich weitere folgen sollen, wurde zugleich ein Grundstein gelegt, um dem 2005 begonnen Austausch eine konkretere Form zu geben. Am 4. Mai wurde von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Konferenz die „Gesellschaft für Hochschulforschung“ ins Leben gerufen. Hauptziele der Gesellschaft sind die Intensivierung des fachlichen Austauschs sowie die Professionalisierung der Mitarbeiter deutscher Hochschulen und Forschungseinrichtungen aus dem Aufgabenbereich Hochschulforschung. Die Einrichtung einer solchen Fachgesellschaft lag nahe, weil die Zahl derjenigen, die sich in Deutschland forschend mit Hochschulen beschäftigen, in den letzten Jahren gestiegen ist und auch das Interesse an Themen der Hochschulforschung stark zugenommen hat. Sowohl national als auch international werden immer häufiger der Rat und verlässliche Informationen von Experten benötigt. Zugleich wächst an den Hochschulen selbst der Bedarf an professionellen Nachwuchskräften mit Wissen in den Bereichen Hochschulforschung und Hochschulmanagement. Die Initiative zur Gründung der Gesellschaft für Hochschulforschung ging vom INCHER-Kassel aus, das schon vor mehr als 16 Jahren Impulsgeber war, als in Kassel der internationale Zusammenschluss der Hochschulforscher das Consortium of Higher Education Researchers (CHER), gegründet wurde. CHER gehören heute 160 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus mehr als 30 Ländern an. In den Vorstand wurden gewählt:

- Prof. Dr. Margret Bülow-Schramm (Universität Hamburg);
- Prof. Dr. Barbara M. Kehm (INCHER-Kassel);
- Dr. Lydia Hartwig (IHF München);
- Anna Kosmützky (Universität Bielefeld);
- Kerstin Lenecke (INCHER-Kassel);
- Dr. Michael Lesczcensky (HIS Hannover);
- PD Dr. Peer Pasternack (HoF Wittenberg);
- Prof. Dr. Frank Ziegele (CHE, Gütersloh).

Die Konferenz der Hochschulforscherinnen und Hochschulforscher zum Thema „Neue Governance-Modelle an Hochschulen: Erwartungen, Praxis, Wirkungen“, in deren Rahmen die Gründung der Gesellschaft stattfand, stellte aktuelle Erkenntnisse zur Einführung von New Public-Managementansätzen bei der Leitung von Hochschulen in den Mittelpunkt.

Die E-Mail-Adresse der Gesellschaft für Hochschulforschung ist: [GFHF@uni-kassel.de](mailto:GFHF@uni-kassel.de), Quelle: Update, Mai 2006